



## Hundert Jahre nassauische Schulchronik.

Von J. Brumm.

Mit dem Erscheinen des nassauischen Schuledikts vom 24. März 1817 begann eine neue denkwürdige Epoche für die Schulen des ehemaligen Herzogtums. Es lag daher für die Behörden nahe, die Nachrichten über Gründung und verbesserte Einrichtung der Schulen und das, was notwendig oder auch nur zufällig damit in Verbindung steht, für die Nachwelt aufzubewahren.

Die nassauische Landesregierung erließ daher am 14. August 1819 eine Verfügung, nach der die Führung einer Schulchronik den Lehrern zur Pflicht gemacht wurde. Es heißt darin: „Das Aufzeichnen und Aufbewahren der wichtigsten Ereignisse einer jeden Schule oder die Vorfertigung einer Schulchronik erscheint lohnend und nützlich. In derselben werden ohne besondere Bemerkungen die Veränderungen mit den Lehrern und ihre kurze Biographie, die halbjährige Anzahl der Schulkinder nach Klassen, Geschlecht und Konfession, die Zahl der Neueingetretenen und Abgegangenen, die Zeit und Art der Schulprüfungen und Schulfeierlichkeiten, die Veränderungen der Schulinspektoren und des Schulvorstandes, der Schulbefoldung, der zur Schule gehörigen Grundstücke, des Schulhauses, sowie die wichtigsten Ereignisse des Vaterlandes und der Gemeinde, welche auf das Schulwesen einen Einfluß haben, kurz aufgezeichnet.“

Als Ergänzung zu dieser Verfügung erschienen am 12. August 1820 Ausführungsbestimmungen, in denen bemerkt ist, daß der eigentlichen Chronik eine Einleitung vorauszuschicken sei, die die Nachrichten über die erste Gründung der Schule, die Erbauung des Schulhauses, Anstellung des ersten Lehrers, soweit sich dergleichen zuverlässige Nachrichten oder auch nur Überlieferungen vorfinden, enthalten soll. Merkwürdige Veränderungen in der Gemeinde sind einzutragen, namentlich, wenn sie auf den Zustand der Schule einen bemerkenswerten Einfluß gehabt haben. Die Pfarrer, die Schultheißen und andere mit der Geschichte der Gemeinde bekannte Männer, vorzüglich die Ältesten des Ortes sollen bei den Einträgen zu Rate gezogen, Kirchen- und Gemeindebücher benutzt werden. Nach dieser Einleitung soll erst die eigentliche Chronik im Sinne erstgenannter Verfügung einsetzen.

Wenn wir uns nun fragen, was aus der nassauischen Schulchronik im Laufe des ersten Jahrhunderts ihres Bestehens geworden ist, so darf behauptet werden, daß die nassauischen Volksschullehrer als Chronikschreiber im wesentlichen sich bewährt haben. Ein näheres Studium der Chroniken beweist das.

Zunächst sei darauf hingewiesen, daß die Chroniken sich beilebhaft haben, den Spuren der Ortsschulggeschichte nachzugehen und sie festzuhalten. Aus den meisten Chroniken läßt sich eine zusammenhängende örtliche Schulgeschichte ohne weiteres zusammenstellen. Viele Lehrer sind noch einen Schritt weiter gegangen und haben ihre Forschungen auf die Geschichte ihrer Kirche ausgedehnt und auch die politische Geschichte in den Kreis ihrer Erörterungen gezogen. Man findet da Betrachtungen über die Entstehung der Gemeinde, ihre Zugehörigkeit zu den verschiedensten Herrschaftsverbänden, Namen und Regierungszustände der Herrscher im Krieg und im Frieden unter besonderer Berücksichtigung des Umstandes, wie sich der Heimatort und seine Bevölkerung zu diesen Ereignissen gestellt hat.

# Hlt-Nassau

Blätter für nassauische Geschichte und Kultur-Geschichte.

Monatliche Freibeilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 8.

23. Jahrgang.

1919.

(Nachdruck sämtlicher Original-Beiträge verboten.)

Manche Chronisten haben auch die Topographie ihres Wirkungsortes eingehend beschrieben und manche Sage aufbewahrt, die sich an diesen oder jenen Punkt der engeren Heimat knüpft.

Auch in den reichen Born vaterländischen Volkslebens sind manche Chronikschreiber hinabgestiegen und haben in berebten Worten Sitten und Gebräuche der Heimat eingehend geschildert. Es sei in dieser Beziehung erinnert an die Schulchronik von Essershausen, Amt Weilburg, in der der frühere Lehrer Seybert ausgezeichnete Skizzen des Volkslebens an der unteren Weil niedergelegt hat.

Eine eingehende Betrachtung haben wiederum andere Chronisten der Wetterbeobachtung in ihren Heimatorten gewidmet und die damit eng zusammenhängenden Ernteergebnisse Jahr um Jahr niedergeschrieben. Heiße Sommer und kalte Winter sind in den Chroniken ebenso anschaulich geschildert wie furchtbare Unwetter, Überschwemmungen und Erdbeben.

Daß auch manches in die Schulchroniken geschlüpft ist, was nicht in ein derartiges würdiges Jahrbuch gehört, ergibt sich aus einem Erlaß der nassauischen Regierung aus dem Jahre 1848, in dem es heißt: „Wir haben Gelegenheit gehabt, zu bemerken, daß die Schulchroniken nicht überall den bestehenden Vorschriften gemäß von den Lehrern geführt und Einträge gemacht worden sind, deren Inhalt unpassend und ungeeignet ist, ja zu sehr unangenehmen Beschwerden Veranlassung gegeben hat. Es wird daher noch einmal alles eingeschärft, was zu schreiben sei.“

Solche Entgleisungen, wie die hier erwähnten, mögen vereinzelt in nassauischen Schulchroniken vorkommen. Sie ändern nichts an dem Urteil, daß die nassauischen Volksschullehrer in der Schulchronik im ersten Jahrhundert ihres Bestehens ein Werk geschaffen haben, an dem kein Forscher der Heimatgeschichte und des nassauischen Volkslebens teilnahmslos vorübergehen kann. Die nassauische Schulchronik ist zu einer reichen Fundgrube unserer Heimatkunde geworden.

Mit dem aufrichtigen Wunsche, daß die nassauische Schulchronik von den Lehrern immer mehr ausgebaut werden möge, sei diese Jubiläumsbetrachtung beschlossen.

670

## Zwei nassauische Philologen.

Ein Gedenkblatt von Friedrich Koepf.

Söhne unseres Nassauerlands stehen unter den deutschen Philologen seit Jahrzehnten in der ersten Reihe.

Hermann Usener, den als einen ihrer Meister die Philologie noch in ferner Zukunft feiern wird, wenn nicht das Chaos der Gegenwart unsere Kultur völlig verschlingt, empfing auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt Weilburg durch Alfred Fleckensen die für sein Leben entscheidenden Anregungen, wie er selbst in der Widmung des „Epigramms von Knidos“ es bezeugt (Kleine Schriften III S. 382 f.). Useners bedeutendsten Schüler, Hermann Diels, einen Biedricher von Geburt, sieht das Gymnasium in Wiesbaden mit Stolz als einen der Seinigen an. Nicht ganz so vollen, weithin bekannten Klang haben die Namen der beiden Philologen, deren Andenken dieses Blatt im Gedächtnis ihrer Heimat festhalten möchte, in dem Jahre, in dem der eine das achtzigste, der andere das sechzigste Lebensjahr vollendet hätte: Karl Dilthey und Robert Münzel.

Ujeners hundertsten Geburtstag wird gewiß in fünfzehn Jahren die ganze Gemeinde der Philologen — je enger sie dann vielleicht sein wird, um so sicherer — dankbar begehen: sein Ruhm, das Bewußtsein seiner Wirkung ist noch im Wachsen. Dieß wird man ein halbes Menschenalter später der gleichen Ehre wert halten. Die beiden anderen machen so hohen Anspruch nicht, und im beschränkteren Kreis der eigenen Nachkommen, denen Weltruhm die Vorbedingung dankbaren Feierns an dem Hundertjahrstag nicht ist, kann keinem der beiden die Feier bereitet werden, da dem Älteren das Glück der Ehe nicht vergönnt war, das mit seinem Sinn und seinen Sinnen zu genießen er wie wenige geschaffen war, da dem Jüngeren wenigstens die Krönung dieses Glücks, seines nach wenig Jahren jäh zerbrochenen, verlagst blieb.

So sei es denn zwanzig und vierzig Jahre früher, da eher auch noch in anderen die Erinnerung an die Verstorbenen lebendig oder zu beleben ist, einem, der beiden im Leben nahe gestanden hat, dem einen als Blutsverwandter und Schüler, dem andern als Schulgenosse und Studienfreund, Contubernalis durch manches Semester, Freund bis zum letzten Tag, gefattet, den beiden ein paar Worte der Erinnerung zu widmen, an dieser Stelle, an der „Alt-Nassau“ gern seiner besten Söhne gedenkt.

Von zwei Philologen will ich sprechen. Aber es wird gefattet und kaum vermeidlich sein, dabei auch Allerpersönliches zu berühren, und ich will nicht fürchten, daß es entweicht werde, indem es durch die Schuld des Sprechenden fremdem Mißverständnis ausgelegt wird.

Karl Dilthey, geboren am 18. März 1839 als zweiter Sohn des Pfarrers Max Dilthey in Mosbach-Biebrich, stand wohl immer und steht noch heute im Schatten seines älteren Bruders Wilhelm, des Philosophen, ihm nicht gleich an Schaffenskraft, Erfolg und Ruhm, ihm ebenbürtig dennoch an Reichtum, verwandt in Richtung der Begabung. Man wird an die Humboldts, die Grimms erinnert, wenn man dieses Brüderpaar vor sich sieht, geistesverwandter unter sich als jene, nicht ganz so gleichgerichtet wie diese, in der Doppelung seltener Begabung ein doppelter Ruhm für das deutsche Pfarrhaus, die Ursprungsstätte so vieler bedeutender Menschen.

Die Gunst des Geschicks hatte Wilhelm vor dem Bruder voraus. Denn zu scharfem kritischem Geist, zu feiner Rauempfindung, zu weitgespannter Gelehrsamkeit, zu unermüdem Fleiß muß sich schließlich ein volles Maß physischer Kraft gesellen, wenn wirklich schöpferische Leistung möglich sein soll; Karl Dilthey aber nannten in der Jugend seine Vaten „Herr Biemlich“, weil sein körperliches Wohlbefinden über dieses bescheidene Mittelmaß selten hinausging: Wie oft blieb es in späteren Jahren hinter diesem Maß erheblich zurück und ward zu einer schweren Hemmung seiner geistigen Arbeit!

Man hat von Wilhelm Diltheys „tiefer und allseitiger Ergriffenheit vom Leben“ gesprochen, von einem „Zug zur Unberührtheit des Erlebens“, dem kein Ausdruck in Worten Genüge tun kann, von der „Tendenz auf Erfassung der geistigen Strukturverhältnisse“ des Einzelnen wie ganzer Epochen. „Individuum est inestabile“ („Individualität ist unaussprechlich“): dies Wort hat er dem ersten Buch seines Lebens Schleiermachers als Motto vorgelegt. „In seiner wissenschaftlichen Ehrlichkeit und Selbstkritik hat er immer wieder diesen Satz ausgesprochen. Aber es lebte in ihm ein glühender Trieb, ihn unwahr zu machen.“ Das gilt von dem einzelnen Geist, von seiner Geschichte; das gilt von der Geschichte des Geistes überhaupt. „Indem das Erlebnis und seine Bedeutung aufgefaßt wird im Zusammenhange einer individuellen Geistesstruktur — Struktur ist ja ein bei Dilthey immer wiederkehrendes Wort, dem er wohl eine neue Bedeutung gegeben hat —, und diese Individualität wieder im Zusammenhange der geistigen Struktur der Zeit, erzeugt sich jenes letzte Verstehen, das das Herz des historischen Verfahrens ausmacht“ . . . \*) So gefaßt ist die Aufgabe des Biographen, ist die Aufgabe des Geschichtsschreibers unendlich. Es begreift sich die Scheu, im

\*) E. Spranger, Wilhelm Dilthey. Eine Gedenkrede, gehalten in der Societas Joachimica zu Berlin (Leipzig, Wiegandt o. J.). — Als „ein erhebendes Schauspiel“ bezeichnet Benno Erdmann „dieses tragische Ringen“: die Antinomie in dem Lebenswerk eines Forschers, dem ein geschichtlich empfindendes, nacherkennendes Verstehen eigen war, wie es nur ganz wenigen gegönnt ist, ein Nachleben, das sich in der Darstellung zu Gesamtkonstruktionen gestaltete, die ein künstlerisches Wiederleben schufen und vermittelten, und zwar so stark und in jedem Versuch zur Systematik wieder hineinbrechend, daß es die Energie einer abschließenden Systematik hemmte“ (Gedenkrede in den Abhandlungen der Berliner A. emie 1912, S. 17). Der Gefeirte selbst hatte der „Antinomie“ Ausdruck gegeben, als er an seinem siebzigsten Geburtstag die Leistung seines Lebens überblickte. Aber er hielt bis zuletzt fest an „der siegesfrohen Zuversicht“, daß die geschichtliche Weltanschauung die Befreierin des menschlichen Geistes sei von der letzten Kette, die Naturwissenschaft und Philosophie noch nicht zerrissen haben“.

einen wie im anderen Fall, das letzte Wort zu sprechen. Es ist kein Zufall, daß Diltheys Hauptwerke beim ersten Band stehen geblieben sind. „Armer Junge“, sagte Herman Grimm bei der Taufe des Sohns, „du mußt nun alle zweiten Bände deines Vaters schreiben!“

Ich wollte von Karl Dilthey sprechen und spreche von dem Bruder. Aber von ihm fällt ein Licht auf jenen, wie ich meine. Es ist eine verwandte „Struktur“ des Geistes, nicht ohne Einwirkung des älteren Bruders bei dem jüngeren vielleicht. Der Unterschied liegt im Stoff: Dort die Fülle der Quellen in erhaltenen Werken und reicher Kenntnis des Lebens der großen Geister, hier die Armut des Altertumsforschers, dem der Zufall die Bausteine hinwirft! Der Unterschied liegt ferner in der Kraft — diese dort gerichtet auf ein einziges großes Ziel, ein unermessliches freilich, gehoben durch die Gunst der Verhältnisse, genährt durch jedes eigene Erlebnis, beschützt, geschont auch durch „goldene Rücksichtslosigkeiten“! Hier die Kraft zersplittert, hin- und hergezogen zwischen verschiedenen Gebieten der Altertumswissenschaft, geschwächt durch körperliche Leiden und das Unbehagen des einsamen Hypochonders, verzehrt schließlich durch die Unzufriedenheit mit der eigenen Leistung, die nicht nur hinter dem Willen, sondern auch hinter dem Können so weit zurück blieb. Frau Curtius hat mir einmal erzählt, daß Wilhelm Dilthey einst als Gast in ihrem Haus aus der Gesellschaft plötzlich verschwunden war und schließlich in einem anderen Zimmer auf dem Sopha schlafend gefunden wurde. Sein Geist forderte diese Entspannung, und sie ward ihm gewährt; die Gesellschaft mochte durch die Frische des Zurückkehrenden entschädigt werden. Der Bruder hätte sich die Freiheit gewiß nicht genommen; aber er wäre vielleicht verstümmt verstimmt und hätte eine schlaflose Nacht, einen der Arbeit verlorenen Tag davongetragen. Nicht Armut war es, wahrhaftig nicht, was ihn verhinderte, auch „erste Bände“ zu schreiben.

Einen Philologen nannte ich Karl Dilthey; aber er war es in einem sehr viel weiteren Sinn als der andere, neben dem er hier erscheint. Es ist ein glänzender Beweis für die Vielseitigkeit seiner Begabung und Bildung, freilich auch ein Grund mehr, und nicht der geringste, für das Versiegen seiner Schaffenskraft, daß der Professor der Archäologie in Zürich als Professor der Philologie nach Göttingen berufen ward und nach vielen Jahren dort wieder den Lehrstuhl des Archäologen bestieg. Wer möchte sich solches zutrauen; ich wüßte kaum mehr als einen, der es könnte, auch einen Sohn unserer engeren Heimat: Karl Robert.

Die Wahl des Stoffs einer Erstlingschrift geht oft auf die Anregung eines Lehrers zurück; aber sie kann, sie soll sogar auch dann bezeichnend sein für Reigung und Begabung ihres Verfassers, da der Lehrer ja bei seinen Ratschlägen der Sonderart des Schülers Rechnung tragen wird. Sie wird um so mehr bezeichnend, um so mehr auch für die fernere Richtung der Studien bestimmend sein, wenn sie von solchen Ratschlägen unabhängig ist. Diltheys Dissertation war dem hellenistischen Dichter Kallimachos gewidmet (Analecta Callimachea, Bonn 1865). Sie ist Friedrich Ritschl zugeeignet. Aber die Dissertation war in diesem Fall garnicht die Erstlingschrift. Die umfangreichere Arbeit de Callimachi Cydippa, als Festgabe des Philologischen Seminars zu Otto Jahns 25jährigem Doktorjubiläum dargebracht, trägt ein um zwei Jahre früheres Datum. Man könnte zweifeln, ob Ritschl oder Jahns den Schreiber zu Kallimachos geführt hat. Wahrscheinlich hat es keiner von beiden anders als höchstens mittelbar getan. Jedenfalls scheint mir der Art von Diltheys Begabung die Beschäftigung mit der hellenistischen Zeit ganz besonders gemäß zu sein. Niemand wird ja heute diese Periode noch als eine „Epigonenzeit“ geringschätzen, niemand die Wichtigkeit dieser Übergangszeit für das volle Verständnis des Altertums verkennen, niemand das Aufspüren der zahlreichen und feinen Fäden, die durch dieses Gebiet von Hellas nach Rom führen, mißachten. Nirgends vielleicht können Fähigkeiten und Kenntnisse des Philologen und des Archäologen sich wirkungsvoller unterstützen, ja sie können hier einander, wie mich dünkt, kaum entbehren.

Die Anerkennung, die der ungewöhnlich frühen und reichen Erstlingschrift des Vierundzwanzigjährigen nicht fehlen konnte, verstärkt durch den Beifall, den danach auch die Dissertation fand, war geeignet, Dilthey auch weiterhin an dieses Gebiet zu fesseln. Ein langer Aufenthalt in Italien tat es erst recht. Wie wenige wurde Dilthey in Pompeji heimisch und nahm von dort den Reim mancher feinsinnigen Arbeit mit. Vielleicht hätte sich auch damals noch eher das einzelne zu einem größeren Werk zusammengeschlossen, wenn nicht, im Entstehen begriffen, Wolfgang Helbig's bahnbrechende „Untersuchungen über die campanische Wandmalerei“ (erschienen 1873) ebensosehr Hemmung als Förderung und Anregung geboten hätten. Dilthey

wäre sonst wahrlich der Mann gewesen, ein Buch dieses Inhalts zu schreiben.

Was später in Bonn, wo er Privatdozent war, in Zürich, in Göttingen von seinem Schreibtisch in die Welt ging — von seinen Schreibtischen muß man sagen; denn ich zählte ihrer gegen Ende der achtziger Jahre mindestens ein halbes Duzend — und einer war „unwohnlicher“ als der andere! — was später von seinen Arbeiten zum Druck gelangte, entsprach nicht ganz den hohen Erwartungen, die der glänzende Anfang erweckt hatte, jedenfalls nicht in der Fülle. Gelehrt, sinnig und fein war ja alles — zwei akademische Gelegenheitsreden möchte ich ausdrücklich hervorheben, die eine über Otfried Müller (1897, zu Müllers hundertjährigem Geburtstag), die andere über die Geschichte der archäologischen Forschung (1882), aber des Abgeschlossenen war gar wenig, und eine ober die andere Arbeit scheint er selbst in der letzten Zeit, an ihrer Vollendung verzweifelnd, vernichtet zu haben; denn auch im Nachlaß des 1907 Verstorbenen fand sich manches nicht, was nach unzweifelhaften Beugnissen in irgend welcher Form dagewesen sein mußte.

Mit rührender Liebe und Sorgfalt waren die gedruckten Arbeiten gepflegt, berichtigt, bereichert, ergänzt, sodaß sie wohl eine neue Ausgabe zum Teil zu verdienen schienen. Aber von fremder Hand eingefügt hätten diese Nachträge die ursprüngliche Form gesprengt, die einstige Wirkung nicht zurückgerufen und den Eindrud des Verjagens in den späteren Jahrzehnten nur verstärkt. So konnte ich mich nicht entschließen, dem Wunsch des Bruders entsprechend, eine Sammlung der kleinen Schriften ins Werk zu setzen, wodurch uns dann freilich die Charakteristik des Verfassers, die Wilhelm Dilthey der Sammlung voranzustellen versprach, verloren gegangen ist — ein Verlust, den niemand mehr beklagen kann als ich.

In der Sammlung hätte wohl jene erste Schrift auch nach fünfundsiebzig Jahren als die gewichtigste sich dargestellt — erfreulich und traurig zugleich. Des Besten ist das Jahr beraubt, aus dem der Frühling genommen ist; aber auch das Jahr, dem nach aller Blütenpracht der Herbst versagt bleibt, weckt schmerzliche Empfindungen. Jene Schrift sollte alsbald noch einmal in den Vordergrund gerückt werden, als sich — leider erst nach Dilthey's Tod! — in einem ägyptischen Papyrus ein Teil jener Dichtung von Kybippe fand, mit deren Herstellung sie sich einst befaßt hatte; früher war sie unbillig — absichtslos natürlich — zurückgedrängt worden durch Erwin Rohdes etwa ein Jahrzehnt später erschienenen ausgezeichnetes Buch über den griechischen Roman, dem schon sein deutsches Gewand einen Vorprung vor Dilthey's nahverwandter und durchaus ebenbürtiger, wenn auch nach Ziel und Umfang beschränkterer Arbeit sicherte.

Auch Robert Münzel\*) hat sich nicht nur durch eine ausgezeichnete Dissertation (De Apollodori *περί θεῶν* libris, Bonn 1883), sondern daneben durch eine im gleichen Jahre erschienene Gelegenheitschrift, eine Festgabe des Philologischen Vereins zu Weners 25jährigem Doktorjubiläum (Quaestiones mythographae) glänzend in die Wissenschaft eingeführt. Auch bei ihm blieb dann die philologische Lebensleistung hinter den Erwartungen seiner Lehrer und Studiengenossen weit zurück; aber die Gründe waren nur zum Teil die gleichen wie bei Dilthey. Auch Münzel konnte sich selbst nicht leicht zufriedenstellen bei einer Arbeit; auch er konnte sich auf seine Gesundheit nicht jederzeit verlassen und tat es zuweilen weniger, als er gefonnt hätte. Aber die Vielseitigkeit, die Dilthey's Ruhm und doch auch seine Hemmung war, fehlte ihm. Er war im Gegenteil geneigt, als Philologe sein Arbeitsgebiet mehr und mehr zu beschränken, um desto eher dem brennenden Ehrgeiz nach virtuoser Leistung zu genügen. Von dem einst unter den Pflug genommenen weiten Gebiet behielt er sich schließlich ein recht kleines Stück vor, um es zu einem Gärtchen nach seinem Geschmack zu gestalten. Ihn hinderte an solcher Selbstbeschränkung ja nicht die Pflicht akademischer Lehrtätigkeit, und ihm war auch die geliebte Philologie zur Beschäftigung spärlicher Feiertunden geworden: der Beruf des Bibliothekars nahm seine ganze Arbeitskraft in Anspruch. Wie so viele hatte auch er diese Laufbahn gewählt in der Meinung, durch sie der wissenschaftlichen Arbeit am wenigsten entzogen zu werden. Wie so viele hat auch ihn diese Erwartung getäuscht. Mehr vielleicht als andere hatte sie ihn getäuscht, denn derselbe Ehrgeiz, der ihn in der Wissenschaft zur Selbstbeschränkung lockte, trieb ihn in seiner amtlichen Tätigkeit weit hinaus über die Grenzen, die viele seiner Amtsgenossen sich setzen mochten.

Seine Aufopferung im Dienst der Wissenschaft — einer jeden ohne Unterschied, wie es dem Bibliothekar geziemt — war in der Tat grenzenlos, — war schon keine Aufopferung mehr, da ihm die rastlose Betätigung der meisterhaft geübten biblio-

thetischen Technik wie Pflicht so lauch Genuß war, und jede bewältigte Schwierigkeit ihm ausreichender Lohn für jegliche Mühe schien. Manchmal fand ich wohl diese „Andacht zum Kleinen“, in die auch der lebenswürdige Gesellschafter, der hinreißende Erzähler sich, Ort und Zeit vergessend, zuweilen verstrickte, etwas groß auch bei den Freuden und Leiden des Amtes. Alles in allem aber glaube ich wohl, daß es einen besseren Bibliothekar nicht geben konnte, einen kenntnisreicheren, feindigeren, hilfsbereiteren, höhere Ziele sich setzenden gewiß nicht. Aber dieser Bibliothekar hätte doch kein Bonner Philologe sein dürfen, wenn er in der Technik des Berufs, so sehr sie ihn auch reizte, hätte aufgehen sollen. Es war sein Stolz, als Bibliothekar ein Diener aller Wissenschaften zu sein; aber er gab doch dem Stolz auf seinen Beruf auch einmal bezeichnenden Ausdruck in den Worten: „Es ist etwas Großes, über das geistige Erbe der Menschheit schrankenlos gebieten zu können.“\*) und seine Tätigkeit sollte nicht nur Dienst an anderen Wissenschaften sein, sondern auch eine Wissenschaft für sich. Aus der Berufsarbeit erwuchs ihm eine Reihe wissenschaftlicher Untersuchungen, die ein gutes Stück Kulturgeschichte seiner zweiten Heimat bedeutet hätten, wenn er Begonnenes hätte vollenden, Geplantes hätte beginnen dürfen.

Was die Philologie verloren zu haben meinte an diesem Jünger, auf den sie einst große Hoffnungen gesetzt hatte, das würde gar mancher anderen Wissenschaft zum Gewinn, und von diesem Gewinn kam schließlich auch ein Teil, wie eine Dankeschuld, zu der mütterlichen Philologie zurück, der er wahrhaftig die Treue nicht gebrochen hatte, er kam in der Gestalt jener bibliotheksgeschichtlichen Forschungen, die ja zumeist Beiträge zur Geschichte der Philologie waren. Wenn diese der gestrenge Herrin ein ungenügender Ersatz scheinen sollten für erhoffte Arbeiten in ihrem unmittelbaren Dienst, so mag es ihr Genugtuung sein zu hören, daß unser Freund ein so trefflicher Bibliothekar nicht geworden wäre, wenn er nicht ein so trefflicher Philologe gewesen wäre. Doch ich frage mich: ist das wahr? Wäre es nicht richtiger zu sagen: wenn er es nicht gewesen wäre, so wäre er es eben geworden? Er war der Mann, alles sich anzueignen, was dazu diente, an der Stelle, an die er gestellt ward, mit Ehren zu stehen. „Stets der Erste zu sein“, war ihm eine innere Notwendigkeit, und es war gewiß dem Jüngling kein geringer Schmerz gewesen, als ihn an der Schwelle der Prima ein anderer von dem ersten Platz seiner Klasse, den er durch alle Jahre behauptet hatte, verdrängte und so um die Ehre brachte, als primus omnium die Schule zu verlassen. So sollte auch noch in seinen letzten Jahren das Heerespatentamt, dessen Leitung ihm anvertraut war, das erste unter allen sein und war es auch gewiß, nicht nur in seiner Vorstellung, stand jedenfalls hinter keinem anderen zurück.

Ein freudliches, wahrlich nicht unverdientes Geschick hatte ihn an die Spitze einer Bibliothek gestellt, die an Größe nur ganz wenigen nachstand, vor diesen wenigen sich des Vorzugs einer besonderen Bodenständigkeit, besonders enger Verbindung mit der Kultur und den Aufgaben des Staats, dem sie gehörte, rühmen durfte. Diese Sonderstellung der Hamburger Stadtbibliothek empfand Münzel mit Stolz. Der Stolz auf sein Amt, auf seine, wie er sie sagte, hohe Aufgabe wurde allmählich zum Stolz des Hamburger's. Er fühlte sich als Hamburger und er mußte es tun in gewissem Sinn, wenn er den Ansprüchen genügen wollte, die er selbst an einen Leiter der Stadtbibliothek stellte. Aber er ist darum nicht der alten Heimat untreu geworden. Rheinländer, Wiesbadener blieb er in Wesen und Wort, wenn er auch förmlich und feierlich zu sein verstand, wo es nötig schien. Nicht nur im persönlichen Verkehr, wo er ihn des Zwangs entleiden zu dürfen meinte, sondern auch in Schreiben an „einen hohen Senat“ brach, wie mir erzählt worden ist, zuweilen der rheinische Humor mit der seinen Freunden so vertrauten verächtlichen Ausdrucksweise durch.

Einer dieser Freunde, der ihm in der schon erwähnten Gedächtnisschrift sympathische Worte seinen Verständnisses gewidmet hat, bezeichnet als den „Grundton seines Wesens eine tiefe Melancholie“. Niemand weiß besser als ich, wie bedrohlich ihn diese Melancholie in den Jahren unseres Zusammenlebens erfaßte. Ich weiß auch, daß die Gedanken, die ihn damals bedrückten, beängstigten, nicht nur Hirngespinnste waren. Nicht

\*) Die Kenntnis dieses Ausspruches verdanke ich der Würdigung des Bibliothekars, die Fr. Burg zu der schönen Gedächtnisschrift für Münzel beigefügt hat (S. 29). Den Menschen kennzeichnet da Albert Röcher, den Philologen schiedert B. H. Müller. Hingugefügt sind die Worte, die Karl Rathgen und Carl Reinhold am Sarg gesprochen haben, und den Schluß bildet eine kurze Mitteilung A. Warburgs über Münzels Wäcker, deren philologischer Hauptbestand für die Stadtbibliothek erworben worden ist und dort, durch ein sinnig erdachtes und schön ausgeführtes Wäckerzeichen Fritz Schumachers ausgezeichnet, die Erinnerung an den Verstorbenen wahren soll.

\*) Geboren in Wiesbaden als zweiter Sohn eines nassauischen Domänenrats, später preussischen Reiterregiments, am 12. September 1859, gestorben in Hamburg am 11. Juli 1917.

ohne Witwenjorgen wußte er die geliebte Mutter, als der frühe Tod des Vaters ihr die Verantwortung für fünf Kinder allein überließ, und über die kleinen Sorgen sah er alsbald die große Sorge um das Leben von zweien dieser Kinder unheimlich emporschwächen. Bruder und Schwester sah er dahinstirben, die Schwester an demselben Tag von ihren Leiden erlöst, der auch der Mutter durch den Tod diesen zweiten großen Müttertschmerz ersparte. War es ein Wunder, daß er sich gezeichnet dünkte und der Zukunft nicht traute? Auch später faßte ihn das Schicksal nicht immer mit sanfter Hand an, und zu kurz war die Zeit, zu spät auch gekommen, da es ihm eine Gattin an die Seite stellte, die mit sieghafter Heiterkeit und überquellender Liebe alle Grillen zu verscheuchen und alle wirklichen Zumutungen des Geschicks tapfer mitzutragen geschaffen war. Nur zu bald wurde ihm auch dieses Glück, auf seiner Höhe schon durch das, was ihm verjagt blieb, nicht ohne Verzicht, wieder zur Sorge und dann zur schmerzlichen Entbehrung. Wenn aber auch dann noch die begreifliche Melancholie und Resignation, für Augenblicke wenigstens, von jenem Humor abgelöst wurde, der so wunderliche Blüten treiben konnte, dann möchte ich doch glauben, daß nicht jene Melancholie der „Grundton“ seines Wesens war, sondern die Hülle gewissermaßen, die das Leben um dieses Wesen gelegt hatte und die dann doch eine schöpferische Kraft, die aus dem Kern seines Innern kam, durchbrach. Melancholie als Grundton scheint mir mit so viel freudiger, zukunftsstropher Arbeitslust nicht vereinbar. Lebendiges wächst nur auf dem Boden der Hoffnung.

Wenn ich mir die Stunden des letzten Zusammenseins zurückrufe — zum letztenmal war ich im Frühjahr 1915 sein Gast — so sehe ich den Freund in der Gegenwart zwar ganz aufgehend in der Erfüllung seiner militärischen Pflichten, dennoch die Gedanken voll Schaffenslust auf die Zukunft seiner Bibliothek richtend und auch die Fäden alter philologischer Studien festhaltend — „in Treuen“, wie er wohl hätte sagen können, überall. Ich sehe den einsamen Witwer umgeben von allem seinen Plaz behauptenden Hausrat der geliebten Frau — so glaube ich ihr die Treue halten zu sollen. Aber ich höre doch auch noch manche Äußerung eines sonnigen Humors — und sei es nur als Ansprache an seinen verwöhnten vierbeinigen Hausgenossen. In diesem Humor, in den Formen seines Ausdrucks lag etwas von der Treue, die er auch der alten Heimat wahrte. Möchten diese Blätter dazu beitragen, daß auch die Heimat ihm diese Treue mit Treue vergilt. Sie darf und sie soll sich auch dieses Sohns mit Stolz erinnern.

## Altnassauer Allerlei.

**N. Die Betteljuden im Herzogtum Nassau vor 100 Jahren.**  
Im Anfang des vorigen Jahrhunderts hatten sich die Juden noch nicht im Herzogtum in besonders hoher Zahl angesiedelt. Nur einzelne Familien waren hier und da auf dem flachen Lande zu finden, die z. T. in ärmlichen und abgeschlossenen Verhältnissen lebten. Die ärmsten fanden ihren wesentlichsten Unterhalt durch die Unterstützung wohlhabender Glaubensgenossen. Orts- und Armenpflege trugen im Anfang des Jahrhunderts überhaupt nichts dazu bei. Erst Friedrich August, Herzog zu Nassau in Diebrich und Fürst Friedrich Wilhelm zu Weilburg regelten durch Verordnungen das Dasein verarmter und rechtloser Juden und das geschah namentlich in der Absicht, den Staat der Sorgen und die damals in übergroßer Zahl umherziehenden Betteljuden zu entheben, denn diese bildeten oft nicht nur eine recht große Plage für ihre eigenen besser gestellten Mitgläubigen, sondern auch für das ganze Land. Viele waren unter den Vaganten, die überhaupt nicht arbeiten wollten, sondern das sorglose dolce far niente einer regelmäßigen Beschäftigung vorzogen. In regelmäßigen Wanderungen lehrten sie bei ihren wohlbekanntem „Kunden“ ein; es waren aber auch oft Personen, welche die öffentliche Ruhe und Sicherheit im Staat durch ihr plötzliches Auftauchen gefährdeten. Selbst bessere Judenfamilien beschwerten sich damals bei den staatlichen Behörden über diese Auswüchse des jüdischen Bettlerwesens, und es wurde daher eine unerläßliche Dienstpflicht aller Polizei-Obrigkeiten, durch wachsame Aufsicht und sonst zweckmäßige Vorkehrungen das Herumziehen bettelnder Juden zu verhindern. Die Klagen über die zunehmende Behelligung von solchen Bettlern wiederholten sich aber auch nachmals noch, trotz verschiedener Verordnungen aus mehreren Landesteilen. Das Vagantentum war den jüdischen Bettlern zu sehr in Fleisch und Blut übergegangen, und deshalb wurden gegen das Jahr 1809 schärfere Schutzmaßregeln ergriffen. Für den Unterhalt der in den nassauischen Gebietsteilen wohnenden und in landesherrlichen Schutz genommenen Juden, welche so weit verarmt waren, oder in Umständen lebten, daß sie ihren eigenen Unterhalt nicht erwerben konnten, hatten von nun an

zunächst diejenigen Judengemeinden zu sorgen, zu welchen die Betteljuden gehörten. Je nach Bedürfnis hatten sie diese fortan vollständig auf ihre Kosten zu verpflegen oder ihnen zur Unterstützung je nach den Umständen ständige oder zeitweise milde Beiträge zu verabreichen. Insofern aber die Kräfte der Gemeinde zur Unterhaltung oder Unterstützung nicht ausreichten, hatten die Orts- und Armenpflege dazu die notwendigen Beiträge zu leisten. Auf Grund dessen wurde von nun an allen in den herzoglichen Landen wohnenden Juden das Betteln innerhalb der Grenzen desselben streng untersagt. Im Übertretungsfall wurden sie sofort ergriffen, mit einer körperlichen Züchtigung belegt und nach ihrem Wohnort zurückgewiesen. Übrigens war von einem solchen Vorgang regelmäßig an das vorgesetzte Amt zu berichten, welches, wenn eine solche Anzeige von dem nämlichen Juden sich zum drittenmal wiederholte, diesen ohne weiteres in das nächstgelegene Zuchthaus marschieren ließ. Über letztere Zwangsmaßregel war an das Regierungs-Kollegium zu berichten, welches sodann über die weitere Bestrafung und den künftigen Unterhalt des hartnäckigen Bettlers das Erforderliche zu verordnen hatte. Je nach Umständen war darüber sogar an die Regenten selbst oder an das nachgeordnete Staatsministerium zu berichten. Auswärtigen Juden wurde das zwecklose Herumwandern im Herzogtum von nun an völlig untersagt. Fremde Betteljuden wurden wie andere Vagabunden nach den hierüber bestehenden Polizeigesetzen sofort in Gefangenengewahrsam gesteckt, vor die betreffende Amtsbehörde gebracht, daselbst genau examiniert und hierauf an das Kriminalgericht zur weiteren Untersuchung abgegeben. Es geschah aber auch, daß ihnen nur ein sogenannter Lauspaß gegeben wurde, worin ihnen der Plaz, die zu passierenden Ortschaften und die Zeit, innerhalb welcher sie sich außerhalb der Grenzen des Herzogtums an den Ort ihrer wirklichen oder vorgegaukelten Herkunft zu begeben hatten, vorgezeichnet waren. Sie wurden sodann, um sich ihrer als lästiger Fremdjuden zu entleiben, sofort wieder entlassen. Jedoch wurde ihnen auch dann noch bekannt gegeben, daß sie, im Fall sie sich von dem im Lauspaß angegebenen Wege entfernten oder über die Zeit hinaus vorzüglich oder durch ihr Verschulden darauf verweilen sollten, sofort ergriffen und ins nächste Zuchthaus gesperrt werden sollten. Das ist auch später regelmäßig geschehen und damit der Bettel der Juden ein wesentlicher Einhalt getan worden. Den mit gültigen Reisepässen versehenen armen Juden dagegen, welche notwendigerweise durch das Herzogtum reisen mußten, hatten die Grenzamtbehörden bei Visierung ihrer Pässe sogleich den Weg, den sie einzuhalten hatten, und auch die Zeit, innerhalb welcher sie denselben zurücklegen mußten, aufzuzeichnen und auf die im Übertretungsfall angeführten obigen Strafen aufmerksam zu machen. Ältere, gerissene Bettler umgingen nun oft durch allerlei Manöver die Verordnungsparagraphen und der Judenbettel grassierte, wie schon angegeben, hier und dort, wenn auch in gemäßigterem Grade weiter. Damit nun auch dieser letzte Rest ausgetilgt und kein aus- oder inländischer Jude mehr im Herzogtum bettelnd herumwandern konnte, durfte niemand mehr einem Betteljuden ein Nachtlager bei sich gestatten, ohne davon der Ortsobrigkeit Anzeige zu machen. Auch in Herbergen war ihre Aufnahme ausgeschlossen. Wer einen fremden Juden, ohne diese Anzeige zu machen, in sein Haus aufnahm, sollte im ersten Fall mit 5, im zweiten Fall mit 10 fl. bestraft werden; bei weiteren Fällen sollte zur Verfüng schärferer Maßregeln an die Distriktsregierung berichtet werden. Der Judenbettel ist seit der Zeit dieser verschärften Verordnungen gänzlich aus unserer Gegend verschwunden. In Lauf der Jahre haben sich auch die sozialen Verhältnisse der Juden bedeutend geändert; und mancher Nachkomme eines damaligen armen Hausierers, auf den die Polizei ein scharfes Auge hatte, ist heute ein reicher Kaufmann geworden. Auch den Juden hatten die goldenen Zeiten nichts anderes gebracht als Armut, Unterdrückung und Elend.

**J. L. Eine Galgengeschichte.** „Auf dem Galgenberge, im Osten des Herzberg bei Habamar“, berichtet die Chronik, „war ein Galgen und ein Schafott erbaut. Der Galgen bestand aus zwei, ungefähr zwölf Fuß hohen Säulen aus Mauerwerk, welche in der Richtung Nordwest nach Südost ebenso viele Fuß von einander standen; über diese Säulen lag ein starker Balken von Eichenholz, an welchem drei Haken eingeschlagen waren. Neben dem Galgen, gegen den Herzberg zu, befand sich das Schafott, gleichfalls von Mauerwerk errichtet, aber nicht so hoch wie der Galgen. Im Jahre 1816 machten Gymnasiasten aus Habamar Galgen und Schafott der Erde gleich. Viele Hinrichtungen sind auf dem Berg vollzogen worden. Die letzte durch das Schwert, welche unsere Eltern noch angeschaut, war noch besonders dadurch merkwürdig, daß Delinquent und Scharfrichter beide aus Niederzeugheim waren.“